

(Nachdruck verboten.)

## 12] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

Frau Hellwig hätte von alledem wahrscheinlich keine Ahnung gehabt, wenn nicht die Niece gewesen wäre, das große dunkelblonde Mädchen, das eine geradezu fanatische Freundschaft für ihre Tochter Ella hatte. Von klein auf hatte Niece die Hellhaarige beschützt und bemuttert. Und die Entfernungen, in denen die beiden Familien später von einander lebten, hatten daran nichts ändern können. Ganz ungedungen kam das lange, edige Ding, das bei ihrer Mutter gar keinen guten Tag hatte, an und brachte für ihre Freundin irgend eine Bekerei mit, die sie der Mutter gestohlen hatte. Frau Hellwig wollte das nicht, sie verbot es der Niece und untersagte ihrer Tochter, noch mal was anzunehmen. Aber das half alles nichts. Die Große kam wieder. Und Elsas Mutter konnte es nicht entgehen, wie ihr Benehmen immer fecker und frecher wurde, wie sie sichtlich jener großen Arme zutrieb, die in der Großstadt täglich neue Rekruten anwirbt. Frau Hellwig mußte da an das freble Wort denken, das Nieces Mutter einmal ausgesprochen hatte. . . „Besser eines reichen Mannes Sure“, hatte sie gesagt, „als eines armen Mannes Weib!“ . . . Und der Frau des Buchbindermeisters, die oft darüber nachdachte, kam es manchmal so vor, als hätte die andere recht gehabt, wie sie das so, mit vollen Baden an einer Gänsekeule kauend und das Gesicht mit Fett beschmiert, herausbrachte. Aber dann lehnte sich ihre Erziehung und ihre ganze Weiblichkeit dagegen auf. Nein, ihr Kind sollte so nicht werden! . . . Sie war schön genug, jedem zu gefallen und sie würde sicher einen Mann finden, der sie heiratete und der ihr das Leben angenehm machte. . . . Niece Blankenstein durfte späterhin auch nicht mehr ins Haus kommen, das verbot Vater Hellwig ganz energisch. Aber freilich, der verbot immer nur! Ebensovienig wie er einsah, daß Ella einen neuen Hut oder ein neues Kleid brauchte, ebenso konnte er sich auch nicht dran gewöhnen, daß seine erwachsene Tochter des Sonntags oder an Wochentagen des abends ausging. Da gab es beinahe regelmäßig einen Auftritt, bis — ja bis er sie endlich hinausstieß in die Nacht und dem Verderben geradewegs in die Arme. . . .

So empfand es Ella, die jetzt langsam zurückging zu ihrer Freundin.

Niece Blankenstein hatte am Blücherplatz ihre eigene Wohnung. An ihrer Tür stand auf dem Porzellschild unter ihrem Namen „Modistin“. Und sie war so vorsichtig, nur am Tage Herrenbesuch zu empfangen.

Als Ella kam, war gerade ein „Verwandter“ bei ihr. Und Ella, die einen Drücker hatte und leise aufschloß, hörte gerade eine erregte Auseinandersetzung:

„Rassauer können wir hier nicht gebrauchen! . . . Und wenn De keen Geld bei Dir hast, denn läßt Deine Uhr hier!“ . . .

Indem ging die Tür nach dem Korridor auf und ein großes Frauenzimmer mit kurzen schwarzen Locken sah einen kleinen, rotblonden Menschen, der sich verlegen an feimenden Schnurrbart zupfte, zur Tür hinaus. Wie ein Gendarm eskortierte sie ihn bis zur Entreetür, und indem sie diese mit der Linken öffnete, bekam er rechts einen leichten Schub, daß er hinausflog.

Wie er draußen stand, konnte er die Große noch lachen hören. Es schien auch, als wollte er aufbegehren und nochmal nach der Klingel fassen, aber da kamen Leute die Treppe herunter, und er machte, daß er fortkam.

Niece, die einen langen, dunkelroten Morgenrock trug, hatte ihre Freundin umgesehen und küßte sie zärtlich. Dabei kam ihr großes, fleischiges Gesicht mit der kräftigen Nase und den schwarzen, zudringlichen Augen gar nicht aus dem Rahmen heraus. Sehr ungeniert die Absichten des Jünglings definierend, machte sie ihm nach, wie er zögernd seine Geldlosigkeit eingestand.

„Und hier, siehste!“ meinte sie, die bedeutend kleinere Freundin umschlingend und ins Schlafzimmer führend, „hier

is seine Uhr, die hab ich solange einbehalten, bis er Geld bringt!“

„Na, aber . . .“ Ella wurde ganz rot und fand die Worte nicht für ihre Frage.

„Du meinst, er hat doch noch janisch jehabt? . . . aber ich wa' doch schon nackt wie 'ne Jöttin! . . . Ansehn kost' ooch wat! . . . oda jloobste, ich bezahle hier umsonst meine Miete?! . . . Aba nu laß doch den ollen Schaafskopp, jekt wolln wa fröhstücken! . . .“

Sie rannte hinaus und kam mit einem ganzen Tablett voll Bekereien wieder herein.

„Also zuerst Kaviar, ja? . . . Immer nobel, wie die Hautvollstühl! . . . wat die kenn, dis kenn' wir schon lange!“

Die Stimme dieses großen Mädchens hatte etwas Schrilles, Schreiendes, gerade wie man bei ihren raschen, hastigen Bewegungen das Gefühl nicht los wurde, sie müßte demnächst irgend einen Gegenstand herunterstoßen. Ella Hellwig war dagegen die verkörperte Harmonie.

Und die Blonde ließ sich von ihrer Freundin bedienen. Dabei aber waren Elsas blaue Augen in verstoßener Angst auf das sinnlich wilde Gesicht der Größeren gerichtet, die ihrer Freundin mit einem verliebten Lächeln die besten Häppchen präsentiert und ihr wieder und wieder Ungarwein ins Glas goß, wiewohl Ella bat, ihr nichts mehr zu geben.

Nieces Redefluß war unerschöpflich, sie liebte es, in ihren Erinnerungen zu kramen und breitete ihre Herrenbekanntschäften wie ein Photographiealbum vor der Freundin aus. Aber ausgehalten hatte keiner bei ihr. Sie gab das selber lachend zu.

„Ich muß doch wat an mir haben, wat se nich paßt! . . .“ Sie dachte einen Augenblick nach, ehe sie fortfuhr; „und zuerst da is't irade umgekehrt, da loosen se mir nach, wie de Hundel! . . .“

Ella gefiel das Thema weniger, sie lenkte ab und fragte nach Nieces Mutter.

Die Große lachte höhnisch.

„Meine Olla? . . . hahaha! . . . die hab' id uff'n Topp jeseht, aber nich, wie't Mode is . . . Ne Weile hab' id 't ma ja jefallen lassen, det se jedesmal, wenn id nach Hauje kam, mir det Geld abalangte, aba denn wurd' et ma doch zu vil! . . . Is denn det überhaupt 'ne Art von 'ne Nutta?! . . . lebt davon, wat ihr Kind uff'n Rücken badient! . . .“

„Aber Miekel . . .“ unterbrach die Blonde.

„Na ja, wat'n sonst! . . . Schließlich bakloppte se mir noch obendrin, wenn id nich jenuch Geld brachte . . . Aee, wat zu viel is, is zu viel! Denkste denn, die Olla wollte iebahaupt noch 'n Handschlag thun? . . . Nich in de Tietel! Wenn id nach Hauje kam, denn sollt' id ooch noch de Wirtschafft machen! . . . Na, un da hab id se denn eenes scheenen Tages, wie jesagt, rejulär kalt jehstellt . . . aber Du trinkst ja janisch, mein kleiner Gase!“

Sie wollte der Freundin, die sich dagegen wehrte, abermals einschenken.

„Es wird zuviel, Miekel!“

„Ach was, zuviel kann't janisch werden! . . . Wenn wa denn nachher 'n kleenen sitzen haben, dann pennen wa erst noch 'n Stündeken! Wir haben ja Zeit.“

Sie schenkte ein und dann umfaßte sie die Freundin, ihr zärtlich in die blauen Augen blickend.

Aber Ella, verwirrt und geängstigt durch dieses ihr unverständliche Wesen der Größeren stand rasch auf. Sofort erhob sich auch die Schwarzlockige und lachte:

„Was, Du willst mir ausreizen, Du Strolch, Du süßer?! . . .“

Sie griff nach der Blonden, die hinter den Tisch sprang. Nun jagten sie sich um den Tisch herum, bis sie Ella, die ganz atemlos, mit glühenden Wangen und leise Schreie ausstöhnend, vor ihr herlief, am Kleid faßte.

„Nein, nein, laß . . .“

Doch Niece umschlang sie und erstickte die sich Sträubende fast mit ihren Küßen.

„Ich hab' Dich doch so lieb, Du! . . . Du! . . . Du weißt doch, immer schon, wie wir beide noch ganz klein waren! . . . Was kann ich denn dafür! . . . Ach küß mich doch! . . . küß mich! . . .“

„Aber Du bist ja verrückt, Du!“ keuchte Ella, „Du bist ja verdreht! . . . Mische, laß mich los . . . oder ich schreie! . . .“

7.

Der Saal des alten Tanzlokals war gedrängt voll. Die heiße Luft, flimmernd von Staub und Rauch, mischte sich an den Türen und Ausgängen mit dem eifrigen Zugwind, aber die Mädchen, die mit rotem Gesicht und fliegender Brust vom Tanz kamen, eilten, unbelümmert um ihre Gesundheit, hinaus, um sich abzukühlen.

Generationen von Männern waren hier ihren Liebesabenteuern nachgegangen. Und immer neue Scharen von Mädchen strömten durch die alten, verschmutzten Türen hinein, vielleicht zuerst noch einen scheuen Blick werfend auf die alte verschminkte Garde, die sich hier breit machte; bald aber selbst von dem Taumel des Vergnügens erfaßt, von diesem rasenden Wirbel, in welchem die Unschuld erstickte und Reinheit und Ehrbarkeit für immer verderben.

Aus dem Saal hinauf führte eine breite Treppe zu den Nischen. Und auf dieser Treppe, deren Läufer abgenutzt und zertrreten waren von so vielen hastigen, begierigen Füßen, standen plaudernde Mädchen und lehnten am Geländer junge Leute, die hinablickten in den Trubel und ihren Bekannten zunickten oder den Mädchen freie Worte zuriefen, die noch freier erwidert wurden.

Die Nischen waren eigentlich mehr kleine, durch Tapetenwände von einander getrennte Zimmer. In einem war eine Gesellschaft beisammen von halbtrunkenen Männern und freischendenden, lachenden Weibern. Aber so laut es dort auch zuing, über all dem Tongewirr schwebte hell, wie eine schrille Klingel, die Stimme einer Großen mit kurzen, schwarzen Locken, die ein zurzeit vielgelungenes Lied sang:

„. . . Die Liebe . . . die Liebe . . . ist eine Zauber-  
macht . . .“

Und dann riß sie die Sektflasche aus dem Krübel und setzte sie an den Mund, sich dabei verächtlich und ihr Kleid begießend. Man riß ihr die Flasche fort, sie schimpfte, aber das blonde Mädchen an ihrer Seite zog sie nieder auf das Kofler.

„Laß ihr doch! Det bringt wenigstens Leben in de Dudel!“ meinte der Cavalier der Blonden, ein großer, breit-schultriger Mann mit frischem, aber unglaublich einfältigem Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Wenn die Not am größten ist.

Von N. Andersen-Regö.

In dem kleinen Fischerdorf Raas war Schmalhans Kuchenmeister; der Fang war während des ganzen letzten Jahres mehr oder minder fehlgeschlagen, und ein eheliches Braut gehörte nachgerade zu den Seltenheiten. Die Seeleute waren von all dem Studium auf Steuermannsschulen und dergleichen so vertrakt klug und aufmerksam geworden. Und dazu kamen noch die modernen Erfindungen: Leuchttürme und Sirenen, und wer weiß wie viele andere Einrichtungen, die fleißigen und strebsamen Leuten das Brot vom Munde wegnahmen.

Man brauchte in dem kleinen Dorfe wohl noch nicht ganz und gar zu verhungern, aber zu mehr als gefalzenem Dorsch oder Hering, mit Kartoffeln gekocht und mit Mehlbrühe serviert, wollte es eben durchaus nicht reichen. Fleisch — Wer dachte an Fleisch in diesen schlechten Zeiten! Man wußte noch kaum, wie das schmeckte, so lange war es her, seit man im Fischerdorf kein Fleisch gesehen hatte. — Und der Schnaps? Ja, den trank man freilich noch unten in der Fischertneipe, aber es geschah auf „Pump“, und gleichwohl drehte er sich einem im Magen um, wenn man dabei an Weib und Kind dachte.

Es war wahrhaftig kein Pfäfer, unter solchen Umständen Familienernährer zu sein: Denn was sollte man anfangen? Ein Boot zum Fischfang ins Meer zu lassen, war unnütz und hieß nur umsonst die Geräte gefährden. Die wenigen Fische, die einst da gewesen waren, hatten sich anderwärts hingezogen und durften nicht so bald zurückerwartet werden. Nein, das einzige Rettungsmittel war ein rechter dichter, lasterbüder Rebel, der die Schiffe den Weg um die Landzunge versehen ließ.

In Lejet, das am Anfang der Bucht jenseits der Landspitze lag, sah es nicht heller aus. Nur mit dem Unterschied, daß man da drüben unter den Felsen geschützter hauste und eher etwas im Nachelosen entbehren konnte. Auch da hatte man die Zuversicht auf sich selbst aufgegeben und sein Vertrauen auf die Vorsehung gesetzt; betete man aber in Raas auf der Landspitze um Rebel, so betete man in Lejet um einen plötzlichen Seesturm als zu der einzigen Macht, die Hilfe bringen konnte.

Es schien, als sollten die Fischer in Lejet zuerst erhört werden. Längere Zeit hatte ein gleichmäßiger Landwind geblasen, aber allmählich wuchs er zum Sturm und brachte das Wasser in der Bucht tief unter den täglichen Wasserstand. Und Schiff auf Schiff kam um die Landspitze gestrichen und trieb in die Bucht hinein, um dem Sturm standzuhalten, — bis zuletzt gegen zwanzig Ankerlieger versammelt waren.

Die Fischer in Raas wußten so gut wie jedermann, daß dieser Wind denen in Lejet binnen zwei Tagen Fleisch auf den Tisch bringen müsse; und der Hunger ließ sie ihren Stolz überwinden und Boten hinein senden mit dem Vorschlag einer Beteiligung an der Bergungsarbeit, die recht beträchtlich zu werden versprach.

Aber zwischen den beiden Dörfern war Feindschaft und so wies man sie ab.

„Gast Du den Saal verloren?“ fragte man den Ueberbringer des Anerbietens, darauf anspielend, daß er auf einem Bettelgang begriffen sei. „Sollen wir Dir einen anderen besorgen?“

Als die Leute in Raas das hörten, wurden sie erbittert und gedachten sich zu rächen, indem sie zu den Ankerliegern hinausführten und sie warnten. Aber man gab es wieder auf. Es konnte doch allerlei aufkommen, wenn man erst einmal in dieser Art anfing.

Sie begnügten sich also damit, mißgünstige Zuschauer abzugeben, als der Sturm ganz richtig nach zwei Tagen umschlug und zu einem Seeorkan wurde. Oben auf den Anhöhen der Landzunge standen sie in Gruppen und warteten den Augenblick ab, da der Sturm sekundlang rastete und dann plötzlich in kurzen heftigen Stößen ausbrach. Wie Explosionen schallten sie in den Felsen, bis der Sturm sich dann wieder eine Weile legte, um zuletzt in endloses Toben zu verfallen.

An Bord der Ankerlieger erwachte plötzlich eilige Geschäftigkeit. In einem Nu tummelte sich die Mannschaft auf dem Deck, durch den Sturm peitschen landeinwärts abgebrochene Rufe, oder ein losgerissener Klang der Handspaten am Gangspill beim Holen der Anker, oder das heftige Singende Krachen der eisernen Ketten, wenn die Anker von den Vorsichtigsten gefasst und im Stiche gelassen wurden. Man konnte an der Anspannung erkennen, daß die draußen wußten, was es gelte; die Mannschaften liefen wie Eichhörnchen in Banteln und Mastkörben umher, und Schiff um Schiff drehte sich ungelent im Winde und stapfte weiter mit Wasser und Wind am Lubbug.

Ein dunkler Streifen schoß von jeder Landzunge vor; die beiden Streifen stießen schräg in einer prustenden Spitze zusammen und wanderten landeinwärts, bis sie sich mehr und mehr der geraden Linie näherten. Es war Hochwasser, das dem veränderten Wind auf den Fersen folgte. Drinnen auf der See begegnete es dem auswandernden Wasser und bildete Krappsee; die Schiffe schwankten heftig und hieben den Bugspriet in die Wellen, und wenn die See sie aus ihrer liegenden Stellung empor schleuderte, schlug der Sturm in die Segel, so daß sie mit einem Krach zerrissen, dahingen und in der Luft flatschten. Aber eines nach dem andern legte sich wieder auf die Seite, daß die Raa das Wasser küßten, kniffen sich im Winde fest und schlüpfen um die Raaser Landzunge.

„Werden sie herkommen?“ das war die spannendste Frage für alle die Zuschauer da oben. Dort hinüber strebten sie nämlich, weil das Land dort nicht so weit hinausging. Und jeder Segler wurde auf seiner Fahrt um die Landspitze von vielen begierigen Blicken verfolgt. Einen Augenblick sah es aus, als wollte ein großer Dreimaßer hängen bleiben; er hielt plötzlich inne, und ein Mast knickte vornüber. Eine kurze Minute wiegte er sich wie ein Schaukelpferd auf den Wellen, dann aber glitt er weiter, und die Hoffnung war erloschen. Eine Woge mußte ihn hinübergehoben haben, oder vielleicht war es der veränderte Druck auf die Segel, als der Achtermast brach, der ihn wieder stolt machte.

Unten in der Bucht lagen noch fünf Schiffe, anscheinend in Ruhe — sie bauten auf ihre Anker. Sie lagen da und ritten auf strammen Ankertauern, den Steben nach außen und Deck und Latelwerk reingefegt — es kam darauf an, Wind und Wasser einen möglichst geringen Widerstand zu leisten.

Drinnen an der Küste bei Lejet gingen die Fischer auf und ab oder standen in Haufen hinter den aufgezogenen Booten. Mit diesen „Nachzügeln“ hatten sie gerechnet, und sie ließen sich nicht davon beirren, daß die Schiffe sich anscheinend gut hielten, sondern trafen bedächtig ihre Vorbereitungen, um Leute und Ladung zu retten.

Im Raas sprach man viele Tage lang von nichts anderem, als von dem Fang, den die Fischer in Lejet gemacht hatten. Drei von den fünf Schiffen waren Brauds geworden, und der Bergungslohn würde sich wohl auf einige Hundert Kronen pro Mann belaufen.

Und hier in Raas nagte man nach wie vor am Hungertüdel. Aber nicht genug damit! Derselbe Sturm, der jenen Wohlstand brachte, hatte hier den einen Hafendammbau zerstört, so daß es vielleicht Tausende kosten würde, ihn wieder in stand zu setzen. Und dieser Hafen war für teures Geld angelegt worden, teils um Handel nach dem Dorfe zu ziehen, hauptsächlich aber, um den Einwohnern von Lejet in die Rase zu stechen. Und da drinnen, wo sie nicht einmal einen Bootshafen hatten und die Boote auf das nackte Ufer hinausziehen mußten, da hatten sie nun drei ganze Brauds zum Knabbern und Weizen und konnten alle Nacht Festfessel halten. Während man hier hungerte!

Und die Rettung, die einzige Rettung, der Rebel, blieb aus! Aber eines Morgens, als die Fischer sich wie gewöhnlich am Hafensplaz sammelten, da war er da und hing so dick über dem Wasser, daß man nicht von Mole zu Mole sehen konnte.

All die schweren Gesichter lebten merklich auf — endlich schlug die Stunde der Vergeltung.

Allerorten wurde die lärmende Arbeit im Hafen untersucht, man sandte Knaben nach allen Seiten mit dem Befehl, sich still zu verhalten, und das ganze Dorf sprach buchstäblich im Flüster-ton und schlich auf den Soden umher, um durch keinen Laut den Schiffen zu verraten, wo das Land sich befinde. Man stellte Wachposten auf den äußersten Felsen der Landzunge aus, und die Fischer zogen scharenweise hinab zum Paltasten, der Dorfkneipe, um ein wenig Vorschuß auf das Glück zu nehmen.

Allein der Tag verstrich und die Nacht dazu, ohne daß ein Schiff sich meldete. Selbst diejenigen, die stets das Beste voraus-sahen, verloren den Mut, als sie am nächsten Morgen heraufstamen und hörten, wie die Dinge stünden. Es konnte kein Zweifel herr-schen, daß der Rebel sich vormittags lichten würde, sobald die Sonne die rechte Nacht erhielt.

Als sie jedoch am frühen Morgen am Hafen standen und dies erörterten, da ließ sich ein starkes Krachen von Eisen auf dem Felsen vernehmen, und gleich darauf drang eine schrille Boot-mannspfeife, von kräftigen englischen Kommandorufen gefolgt, durch den Rebel.

Augenscheinlich war es ein Dampfer, der ganz nahe heran-gekommen war; welche Ladung mochte er wohl führen? Jeder riet auf das, was er augenblicklich als das höchste aller mensch-lichen Güter betrachtete; einer hoffte fest auf Spedware, ein anderer auf Kognak.

Man traf bereits Verabredungen, was man für das Frei-machen des Schiffes verlangen sollte, als der Lärm starker Schläge auf Tonnen über das ruhige Wasser herüberdrang. Kurz darauf folgte ein durchdringender Petroleumgeruch — man war also schon dabei, sich der Verladung zu entledigen! Rasch wurde die Dis-kussion abgebrochen und ein Boot hinausgeschickt, um Hilfe an-gubieten. Allein der Kapitän, der sie nun plötzlich so leise vom Lande aus herankommen hörte, hatte wohl schlechte Erfahrungen mit Leuten ihres Schlages gemacht und empfing sie in schimmer-raune. Er schimpfte und schwor, keine Hilfe haben zu wollen, selbst wenn Schiff und Ladung in die Brüche gingen. Solche Schurken und Laugenische, die nicht einmal eine Hafenglocke läuteten, wenn es neblig war! Aber nach ihm sollten sie sich nicht den Mund leden. Gaie und Strandräuber, die sie waren!

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Hyazinthe.

Von C. Schenking.

Ein Freund, der uns in Trübsalen treu bleibt, wiegt hundert im Glück auf. Wem es versagt ist, sich im Winter einen reicheren Zimmergarten zu verschaffen, der kann wenigstens eine Hyazinthe haben. Und dann mag er sie wohl eine solche treue Freundin nennen, wenn er morgens in das noch kaum hinlänglich erwärmte Zimmer tritt und ihm vom Fensterbrett her eine Hyazinthe entgegenblüht.

Dafür ist sie auch für Alt und Jung seit langer Zeit ein Blumenliebhaber erster Klasse und von allen bei uns eingewanderten Bierpflanzen vielleicht die populärste.

Wie sich die einsamenlappigen Pflanzen vor den zweifamen-lappigen und unter jenen wieder ganz besonders die Zwiebel-gewächse dadurch auszeichnen, daß sie mehr individualisiert sind, so ist dies unter den Zwiebelgewächsen wiederum in besonders hohem Grade der Fall bei der Hyazinthe. Wenn wir eine, in üppiger, von gesunder Kraft strotzender Schönheit vor uns stehende Hyazinthe ansehen, so können wir uns kein Blatt, keine Blüte hin-zuwenden, ohne ihr Ebenmaß, ihre abgeschlossene Vollendung zu stören. Fast in noch höherem Grade sehen wir dieses bei der Tulpe, der Genossin der Hyazinthe, deren einzige Blüte und zwei bis drei Blätter sie noch bestimmter zu einem abgerundeten Ganzen machen.

Wie so manche unserer Bier- und Ruzpflanzen hat auch die Hyazinthe ihre Geschichte, wenn auch schwerlich, wie man nach dem Namen glauben könnte, ihre Mythologie, da der griechische Hyazinthos wahrscheinlich eine andere Pflanze ist. Als Apollo und sein Liebling Hyazinthos sich mit Distuswerfen beschäftigten, blies der eifersüchtige Zephyros des Apollo Wurfscheibe dem Hyazinthos an den Kopf, daß er tot zu Boden fiel. Der untröstliche Apollo verwandelte seinen toten Freund in eine Blume, auf deren Blättern 'Al Al' zu lesen ist, was seine Wehklagen ausdrücken sollte. Davon ist nun an unserer Hyazinthe allerdings nichts zu lesen. Was für eine Blume der Hyazinthos der alten Griechen gewesen. ob, wie einige wollen, der Rittersporn (Delphinium) oder eine Schwertlilie (Iris), wollen wir ununtersucht lassen. Interessanter ist die Geschichte unserer Winterfreundin, die für Europa, wie die der Tulpe, und zwar vielleicht ziemlich gleichzeitig, in Holland beginnt. Es ist bekannt, daß die Zwiebelgewächse, und besonders die beiden genannten, in Holland eine fast rasend zu nennende Liebhaberei

herborrieten, so daß man auch buchstäblich von einer Tulipomanie der Holländer sprach. In der Mitte des 17. Jahrhunderts bildeten die Tulpenzwiebeln einen Gegenstand des Würfenspiels und richteten viele zugrunde. Es wurden damals Preise bis zu 5500 Gulden für eine Tulpenzwiebel gezahlt. Mit der Hyazinthe ist es aller-dings nicht so schlimm gewesen; doch zahlte man immerhin für manche Sorten bis 1000 Gulden, und der ungenannte Verfasser des „neu angekommenen holländischen Gärtners“ (Nürnberg 1731) sagt, daß er für einen Freund eine Hyazinthenzwiebel „Königin von Saba“ für 140 fl. habe kommen lassen, „und sonst gibt es unter den einfachen weißen und blauen noch viele, die auf 30, 40, auch 50 fl. kommen“. Um 1750 konnte man aus Hamburg schon 100 Stüd für 4 Taler beziehen.

Anfangs scheint man bloß weiße und blaue Hyazinthen, höch-stens noch gefüllte von rosenroter Farbe gekannt und den ersten den Vorzug gegeben zu haben. Das Vaterland der Hyazinthe ist Kleinasien, Innerasien und Südafrika, wo sie im moosigen, quelligen Boden wachsen soll, also so, wie man sie heute auf Gläsern zieht.

Wenn wir die Hyazinthenzwiebel in die Erde des Blumen-topfes senken, so wissen wir, daß in ihr der Keim zu dem schönen Pflanzenbau ruht, der sich nach kurzer Zeit daraus zu erheben beginnt, obgleich wohl nur wenige schon einmal ihrer Wisbegierde eine geopferte haben werden, um zu sehen, in welcher Weise und bis zu welchem Grade der Vorbereitung dieser Keim in der Zwiebel geborgen ist. Eine gewöhnliche Küchenzwiebel kann dazu als Beleg dienen, denn sie zeigt in allen wesentlichen Teilen denselben Bau.

Wir müssen zunächst uns von dem Irrtum lossagen, der die Zwiebel für eine Wurzelform hält wie die Mohrrübe und die Sellerieknolle. Die Zwiebel ist vielmehr ein Stengel mit ganz unentwickelten oder richtiger nur in der Breite, nicht aber in der Länge entwickelten Achselgliedern. Die Unterseite der Zwiebel zeigt uns in der Mitte eine Scheibe, an deren Rande die das Innere der Zwiebel umhüllenden Schuppen, gewöhnlich Schalen genannt, sitzen, und aus dem die Wurzeln entspringen. Diese Scheibe, die die ganze Pflanze trägt, bildet so einen wichtigen Teil der Zwiebel. Wenn wir sie durch die senkrechte Mitte spalten, so sehen wir, daß aus der Scheibe an der inneren aufwärts liegenden Seite eine große Menge von Schuppen entspringen, die auch die bereits vorgebildeten Blätter und im Mittelpunkt des Blattkreises den nicht minder schon in vollständiger Anlage vor-handenen Blütenstängel umgeben. Diese Blatt- und Blütenanlagen finden wir aber fast ganz bleich, da sie ihre Farbe erst erhalten, wenn sie an das Licht herborgewachsen sind, wie wir das von den Spargelstößen her kennen. Die freien Pflanzenteile erhalten ihre grüne oder andere Farbe immer erst unter Einwirkung des Sonnenlichtes, das indessen nicht heller Sonnenschein zu sein braucht. Wir erinnern uns an den Spargelstöß. Er ist ge-wissermaßen eine in die Länge gezogene Zwiebel, denn die an dieser fast in einer vollkommenen Horizontalebene sitzenden Schuppen liegen am Spargelstöß übereinander. Denken wir uns nun, wir könnten diesen wie ein ausgezogenes Kernrohr zusammen-schieben, so würden alle seine übereinander sitzenden Schuppen um-einander, und in ihren Mittelpunkt der Kopf zu liegen kommen. Wir erhielten eine Zwiebel.

Sähe die Zwiebel mit ihrer Scheibe an einem Baumast, so würde man in ihr eine Knospe erkennen, was sie in Wahrheit auch sein würde, denn wenn wir irgendeine große Baumknospe, etwa die der Korkkastanie, in der Längs- und Querrichtung durch-schneiden, so würden wir zwischen ihr und der Zwiebel die größte Uebereinstimmung finden. Wie denn auch der Verlauf der Lebens-borgänge in der im Boden liegenden Zwiebel ganz ähnlich dem in der am Zweige sitzenden Knospe sich abspielenden ist.

Wir wissen, daß in der Küchenzwiebel, auch wenn sie schon monatelang im Vorratsschrank gelegen hat, namentlich in den stzi-schigen Schalen viel Saft enthalten ist und daß bei warmer und nicht gerade austrocknender Aufbewahrung sie leicht auswächst, das heißt die Blattkeime ergrünend sich hervorschieben. So ist es auch mit der Hyazinthenzwiebel. Es reicht daher, bei so großem in der Zwiebel selbst ruhendem Nahrungsvorrat, anfänglich ein sehr ge-ringer Feuchtigkeitsgrad der Erde hin, in ihr allmählich das Ent-wicklungsleben zu wecken, d. h. die zum Teil festen Nährstoffe der Zwiebel zu verflüssigen und zur Zellenvermehrung, worin das Wachstum beruht, zu verwenden. Namentlich der Zwiebelstücken ist die Vorratskammer, aus der die Nahrung für die sich entwickelnde Knospe stammt. Aber fast noch schneller als auf die Entwicklung dieser ist das sich regende Leben auf Bildung von neuen Organen, auf die unmittelbare Nahrungsaufnahme aus der Außenwelt be-dacht, auf Wurzeln. Diese treten am Anfange der unteren Scheibe im Blumentopf unten durch starkes Wassereinsaugen aus dem Unterseifer fest, nach oben hin aber trocken und locker ist, die Zwiebel in die Höhe gehoben wird. Dies wird auch durch zu zeitiges Warm-stellen hervorgerufen; bis zum Hervortreten des Blütenstängels und der freien Blätter darf die die Blüte umgebende Temperatur 10 bis 15 Grad Celsius nicht übersteigen. Erst wenn Blätter und Blütenstängel etwa handlang sind, soll man die Hyazinthe in das geheizte Zimmer, bis dahin aber in das kältere Doppelfenster stellen. Nun bedarf das in voller Kraft stehende Wachstum auch ein stärkeres Begießen, was während der kurzen Zeit der vollen Blüte

am reichlichsten sein muß, weil dann die ganze Pflanze durch ihre Blätter und Blüten viel Wasserdunst aushaucht; das fortwährend durch die Wurzeleinfaugungen verbrauchte Wasser muß stets ersetzt werden.

So sehen wir also, daß in der Hyazinthenzwiebel der ganze schöne Bau in der Anlage bereits vorhanden ist, und daß auch die zu ihrer Entwidlung erforderlichen Nahrungsvorräte bereits in ihr liegen und von außen nur Wasser zugeführt werden braucht, um diese Vorräte zum Leben und Wachsen der schönen Blumen tauglich zu machen; daher lassen sich Hyazinthenzwiebeln auch in Wassergläsern treiben.

Der Schaft, der die Blüten trägt, ist unbesblättert, denn die Blätter entspringen mit und neben ihm aus derselben Stelle des Zweifellückens. Vor jeder Blüte steht ein kleines Deckblättchen, wie dies bei vielen Pflanzenarten der Fall ist. Die kurzgestielte Blüte ist vor dem Richterfühle der Wissenschaft trotz ihrer Schönheit doch eine unvollständige, weil in ihr der Gegensatz zwischen Blütenkrone und Kelch fehlt. Der letztere ist gar nicht vorhanden und man nennt solche Blüten (wohin auch die Lilie, Tulpe, Kaiserkrone gehören) eine Blütenhülle, Perigon oder Perianthium, und zwar eine blumen- oder kronenartige, wenn sie wie in unserm Falle eine Blütenkrone ohne Kelch darstellt. An der Blütenhülle der Hyazinthe unterscheidet man die unten etwas kugelig angegeschwollene Röhre und den aus sechs blumenblattähnlichen zurückgeschwungenen Zipfeln bestehenden Saum, wobei drei dieser Zipfel, abwechselnd etwas größer als die anderen zu sein pflegen; am Grunde umfassen die größeren die kleineren Zipfel etwas. Wenn man die Blütenhülle der Länge nach durchsteilt, so sieht man innen etwa auf halber Höhe der Röhre sechs Staubgefäße mit kurzem, dickem Staubfaden und langem, zweifächerigem Staubbeutel und von der Röhre umschlossen den bauchig-flaschenförmigen Stempel, der auf einem allmählich sich verschmälrigendem Griffel die knospige Narbe trägt. Auf dem Längs- und Querschnitt des Fruchtknotens des Stempels sehen wir in sechs Längsreihen an einem Samenträger befestigt die Samentknoten, aus denen nach der Befruchtung die Samen erwachsen, während dabei der Fruchtknoten zu einer kugelige, beerenartigen Frucht anschwillt. Sieht man von oben in die Blüte, so erblickt man nur die Spitzen der Staubbeutel. Die Blätter sind lang und schmal, überall gleich breit und besitzen kein Adernetz, sondern längs- und gleichlaufende geradlinige, kaum hervorretende Aern.

Während die Kunst des Parfümisten — daß wir für diesen Taufendünstler noch keinen deutschen Namen haben! — beinahe aus allen wohlriechenden Gewächsen die Wohlgerüche zu ziehen und über die Blütenzeit hinaus zu beliebigem Gebrauch zu fesseln weiß, scheint dies mit dem würzigen und erfrischenden Hyazinthenbusch entweder noch nicht gelungen oder wegen der Umständlichkeit der Sucht bisher unterlassen worden zu sein.

## Kleines feuilleton.

### Geschichtliches.

**Gefälschte Geschichtsurkunden.** In dem Wiener Prozeß Friedjung ist die Tatsache enthüllt worden, daß der leitende Staatsmann eines großen Reiches mit ungeheuren Opfern einen Krieg vorbereitete, weil er auf lächerlich plump gefälschte Aktenstücke hineingefallen war. Staatsmänner, die Aktenstücke fälschten oder fälschen ließen, um einen gewollten Krieg zu provozieren, und gleichzeitig als berechtigte Vertreter zu begründen, sind der Geschichte nicht unbekannt; das gilt auch für innere Kriege gegen revolutionäre Bewegungen. Aber der Ruhm, auch als Dünne (?) unfähig roher Fälschungen beinahe die Entzündung eines Weltbrandes begonnen zu haben, blieb dem österreichischen Herrn von Aehrenthal vorbehalten. Es ist immerhin ein Zeichen für die fortschreitende Moralisierung der österreichischen Diplomatie, daß ihre verantwortlichen Genies lieber als Dummköpfe und Tölpel denn als Fälscher und Verbrecher erscheinen wollen. Indessen klingt diese Geschichte vom mangelnden Dolus einigermaßen unösterreichisch. Denn gerade zum Hansrat der Habsburgischen Politik gehört die den schlechten Zweck heiligende Fälschung. Und kürzlich erst hat Professor Martin Spahn in einem Aufsatz der „Deutschen Rundschau“ in einer an Gerissenheit grenzenden Wahrheitsliebe bewiesen, daß Oesterreich sogar für die eigenen Geheimarchive, also zur Beeinflussung des zweifelhaften Weltgerichts, in dem die archaischen Geschichtsdreher das Urteil im Namen der Nachwelt sprechen, gelegentlich Aktenstücke fälscht.

Es handelt sich um die Verantwortung Oesterreichs für die Niedermegehung des Gesandten der französischen Republik zum Rastatter Kongreß im April 1799. Die Schuld der leitenden Personen Oesterreichs an dem durch österreichische Husaren verübten Gesandtenmord ist immer behauptet, aber bisher niemals zwingend und unwiderleglich nachgewiesen worden. Und seitdem es dem österreichischen Militärhistoriker Criste 1899 gelungen war, ein im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv aufbewahrtes umfangreiches „Protokoll“ der militärischen Untersuchung vom Mai 1799 zu entdecken und zu veröffentlichen, schien Oesterreich sogar nahezu von dem Verdacht entlastet. Auch Spahn meint am Schlusse seines

Aufsatzes, daß in dieser Frage immer noch „jede bestimmte Stellungnahme vermieden“ werden müsse. Indessen hat Spahn tatsächlich auf Grund neuen Materials einen ebenso interessanten wie fast lächerlichen Indizienbeweis dafür geführt, daß die leitenden Männer Oesterreichs, die Minister wie der Erzherzog Karl, den Mord beabsichtigt und organisiert haben, um dem Briandten wichtige Papiere zu rauben, und daß ferner jenes geheime Reinigungs-Protokoll eigens für den Zweck, künstlich einen gutgläubigen Historiker a la Friedjung zu narren, gefälscht worden ist.

Spahn knüpft an das erste und einzige Geständnis eines österreichischen Würdenträgers an, das wir seit kurzem kennen. Es ist eine Aeußerung Friedrich von Geng's, des ebenso verdorbenen wie genialen Schriftstellers der heiligen Allianz, die uns in den am Schlusse des vorigen Jahres veröffentlichten Tagebüchern des Grafen Prokeß von Otten überliefert worden ist. Graf Prokeß war ein Vertrauter Geng's und er verzeichnet 1830 in seinem Tagebuch: „Mit Geng . . . zu Tisch . . . Der erste Anstoß, daß der damalige preussische Kriegsrat und Herausgeber des „Politischen Journals“ in unsere Dienste trat, war ein Auftrag von ihm, de bona fide, zur Verteidigung des Satzes geschrieben, daß der Gesandtenmord zu Rastatt nicht österreichischerseits anbefohlen worden sei, 15 Jahre später erfuhr ich das Gegenteil!“

Es ist den Geschichtsforschern längst bekannt, daß gewisse kompromittierende Akten verschwunden sind. Im Jahre 1804 schrieb der Nachfolger Thuguts, des österreichischen Ministers zur Zeit des Rastatter Kongresses, Graf Cobenzl an den Grafen Colloredo: „Mir ist aus glaubwürdiger Quelle versichert worden, daß die mit der Redaktion der Geschichte des letzten Krieges beauftragten Offiziere des Generalstabes Aktenstücke in Händen haben, die sie in den Stand setzen, alles im Detail kennen zu lernen, was zu dem traurigen Ergebnisse Anlaß gegeben hat. Man fügt dem sogar hinzu, daß sich unter den Papieren ein Billett von Thugut befindet, was ihn auch mit vermindert; dieser letztere Umstand scheint mir eine verleumderische Erfindung des Uebelwollens; immerhin sollten Papiere, die sich auf diese unglückliche Begebenheit beziehen, nicht von so vielen Leuten gekannt sein, und es wäre möglich und notwendig, diese Papiere aus den anderen für die fragliche Geschichte bestimmten Akten zu entfernen.“ Von diesen Papieren fehlte bisher jede Spur. Spahn hat nun unbekannte Schriftstücke eingeseht, die von dem sehr geschäftigen Agenten Frankreichs in jener Zeit, Theobald Vocher, stammen. Vocher, der auch französischer Spion auf dem Regensburger Reichstage war, hat 1800/1801 mit Talleyrand und dem ersten Konig Napoleon über den Erwerb von Akten über den Rastatter Mord verhandelt, die den Oesterreichern gestohlen waren. Aus der ausführlichen Inhaltsangabe Vochers geht hervor, daß sie identisch mit den Papieren sind, von denen vier Jahre später Graf Cobenzl schrieb. Das Geschäft kam mit Frankreich nicht zustande, und Oesterreich hat dann offenbar die ihm entwendeten Papiere gekauft, um sie alsbald verschwinden zu lassen, damit sie nicht die „andern für die fragliche Geschichte bestimmten Akten“ stören. Kurze Zeit lang waren sie noch vorhanden, dann versenkte sie der Befehl des österreichischen Ministers in ewiges Dunkel und übrig blieben nur die für die Geschichte „bestimmten“ Akten — eine liebenswürdige diplomatische Wendung für „gefälschte“ Akten. Zu diesen eigens „bestimmten“ Akten gehört auch das Cristesche Protokoll, für dessen Unrechtheit außerdem zahlreiche innere und äußere Gründe sprechen. Durch die Vocherschen Schriftstücke aber schließt sich der Ring der vielen Indizien für die Schuld Oesterreichs.

### Astronomisches.

**Wandernde Sterne.** Der Ausdruck „Wandernde Sterne“ ist insofern nicht ganz zutreffend, als er keine Besonderheit ausdrückt, weil ja alle Himmelskörper auf der Wanderhaft begriffen sind. Auch die Fixsterne, die ihren Namen von der gegenteiligen Voraussetzung erhalten haben, erscheinen bekanntlich nur feststehend, weil wegen ihrer ungeheuren Entfernung ihre oft unvorstellbar schnelle Bewegung innerhalb kürzerer Zeiten für unsere Beobachtungsmittel unmerklich ist. Dennoch hat ein bedeutender Astronom, Professor Turner, von wandernden Sternen in einer besonderen Bedeutung gesprochen. Im Laufe der Jahrhunderte, in denen eine genauere Beobachtung der Sterne möglich gewesen ist, hat man in einigen Gruppen schon deutliche Verschiebungen der einzelnen Sterne feststellen können. So namentlich im Sternbild des Stieres, wo in einer bestimmten Gegend die Sterne sich einander zu nähern scheinen, während sie sich wahrscheinlich doch in parallelen Bahnen bewegen. Mit welcher ungeheurer Geschwindigkeit diese Bewegungen erfolgen müssen, läßt sich daraus schließen, daß dieser Sternhaufen jetzt noch mehr als 120 Lichtjahre von der Erde entfernt ist. Ein Lichtstrahl braucht also mehr als drei Menschenalter, um von dort zu uns zu gelangen. Daraus folgt auch, daß heute die Verhältnisse in jener Himmelsgegend schon ganz andere sind, als unser bloßes oder bewaffnetes Auge sie uns zeigt. Heute nimmt der Stern an der Himmelskugel eine Fläche ein, wie sie vergleichsweise der Ausdehnung von Indien auf der Erdoberfläche entspricht. Man hat aber schon berechnet, daß die Sterne dort nach etwa 65 Millionen Jahren so weit zusammengedrückt sein werden, daß sie einen ganz dichten Haufen bilden, dessen Ausdehnung im Verhältnis etwa ebenso groß sein würde wie die Fläche des Fürstentums Neuch jüngere Linie.